

Andrei S. Markovits

Der Pass mein Zuhause

Aufgefangen in Wurzellosigkeit

aus dem amerikanischen Englisch
von Robert Zwarg

Neofelis

Inhalt

Hans Ulrich Gumbrecht

Konturen ohne Ort

Für deutsche Leserinnen und Leser

der Erinnerungen von Andrei S. Markovits

7

Michael Ignatieff

Vorwort zur englischen Ausgabe

15

DER PASS MEIN ZUHAUSE

AUFGEFANGEN IN WURZELLOSIGKEIT

Vorwort und Danksagung

21

1 Anfänge

Vom Segen der Wurzellosigkeit

29

2 Ein Hoch auf Tante Trude (die vielleicht, vielleicht aber auch nicht, ein Nazi war)

71

3 Vier Freundschaften

Amerika in Wien entdecken

83

4 Daphne Scheer, Real Madrid und Inter Mailand

Das Persönliche trifft auf das Politische

113

5 Die Rolling Stones in Wien

(und zwei schallende Ohrfeigen)

123

6	Ankunft in New York	
	Ein Traum trifft auf die Wirklichkeit	131
7	Columbia University	
	Ein Jahr verändert die Welt – und Andy	149
8	Kiki	
	Der kleine Andy und die große Politik	183
9	The Grateful Dead	
	Meine amerikanische Familie	213
10	Das Harvard Center for European Studies	
	Der Außenseiter findet ein Zuhause	227
11	Hunde	
	Der Retter rettet sich selbst	269
12	Germany	
	Bewunderung für die Bundesrepublik, Unbehagen mit Deutschland	277
	Epilog	315
	Anmerkungen	320

— KONTUREN OHNE ORT

FÜR DEUTSCHE LESERINNEN UND LESER DER
ERINNERUNGEN VON ANDREI S. MARKOVITS

Hans Ulrich Gumbrecht

Starke Bücher sprechen für sich selbst und gewinnen so ihre Leserinnen und Leser. Die Erfahrung gibt Anlass zu elementarer Skepsis gegenüber der Gattung von „Vorworten“, einmal ganz abgesehen von der Tatsache, dass sich potenzielle Vorwort-Leserinnen und -Leser ja ohnehin schon immer für ein Buch entschieden haben. *Der Pass mein Zuhause* von Andrei Markovits gehört jedenfalls zu den starken Büchern. Umso mehr gilt der Vorwort-Vorbehalt, als Markovits von seinem eigenen Leben erzählt und mithin in eindrucksvoller Dichte jene Horizonte erschließt, auf die als Hintergrund sonst Vorworte oft den Leserblick richten. Warum mache ich mich trotzdem an eine Einleitung?

Das Versprechen, diesen Text zu schreiben, folgte einem Impuls von Sympathie im historischen Sinn des Worts, das heißt dem Eindruck einer Konvergenz ganz verschiedener intensiver Gefühle, der mich an Andrei gebunden hat, seit wir uns vor zwei Jahrzehnten zum ersten Mal begegneten. Im Abstand von vier Monaten sind wir 1948 zur Welt gekommen; wir haben uns für das Amerika der Romane von Karl May begeistert (lange bevor wir seinen Nationalismus entdeckten), aber auch für Donald Duck und Mickey Mouse aus den amerikanischen „Groschenheften“, die unsere bildungsbürgerlich ehrgeizigen Eltern verabscheuten; wir haben beide die Erfüllung unserer Existenz in den Vereinigten Staaten gesucht und den Entschluss nie bereut; das amerikanische Englisch wollen wir als Sprache unseres Lebens verkörpern und reagieren mit tiefer Verstimmung, wenn man uns auch nur einen Hauch von ausländischem Akzent unterstellt (was bei Andrei gewiss seltener vorkommt als bei mir);

als Professoren in den Sozial- und den Geisteswissenschaften verfolgen wir mit Leidenschaft die täglichen Ereignisse und großen Schauspiele des Sports, besonders in den amerikanischen Mannschaftsspielen; wir machen uns lustig über die Selbstverpflichtung der intellektuellen Landsleute, suburbanes Leben strikt zu vermeiden; und wir reden beide gerne und auch deutlich von unseren Erfolgen, weil wir die dabei unterstellten Ansprüche als Herausforderung brauchen, während wir falsche Bescheidenheit für Mangel an Mut halten.

Solch in ihrer Vielfalt fast überwältigende Konvergenz lässt selbst Divergenzen in Sympathie umschlagen. Anders als Andrei, den ich „Andy“ nenne, kann ich mir das Leben durchaus ohne die Rockmusik der 1960er oder 1970er Jahre vorstellen, und die Gegenwart von Hunden, die er so bedingungslos liebt, jagt mir eher Angst ein – doch gerade um die mir fremden Leidenschaften beneide ich ihn. Nur, wen außer uns selbst und ein paar gemeinsame Freunde oder Verwandte sollte interessieren, was Andy und ich teilen und was uns trennt? Individuelle Sympathie kann als Motivation für ein Vorwort nicht ausreichen. Vielleicht beginne ich also erst einmal mit einer Beschreibung des Aussehens von Andrei Markovits. Ein Mann im fortgeschrittenen Alter mit ebenso markanten wie beinahe dramatischen Gesichtszügen, beim Sprechen meist entschlossen gestikulierend, ohne ein Zeichen von Gebrechlichkeit. Dicht weißes Haar, das in alle Richtungen wächst. Als ich meinem eher unakademischen jüngeren Sohn, der mit unmittelbarer Begeisterung auf Andy reagiert, erzähle, dass der für einige Jahre in Santa Cruz gelehrt hat, einem Ursprungsort kalifornischer Hippie-Kultur, sagt Christopher lakonisch: „This is exactly what he looks like.“ Tatsächlich kann Andy wie eine Ikone der Stimmung von 1968 wirken. Aber auch, auf der Tribüne des leeren Stadions bei einer „Practice Session“ der Stanford American Football-Mannschaft, wie ein hochkompetent konzentrierter Coach (nein, nicht wie ein „Bundesliga-Trainer“).

Oder soll ich den deutschen Leserinnen und Lesern ankündigen, wie Andys Prosa in manchen Passagen des Buchs andere Gesichter mit einer Intensität heraufbeschwört, dass man ihnen begegnet zu sein glaubt. Das Gesicht seiner gebildeten, ihrem einzigen Sohn Klassiker und Märchen vorlesenden und die kleine Hand haltenden, kranken Mutter, die starb, als er noch keine zehn Jahre alt war. Das elegant energische Gesicht des Vaters, der stets Krawatten trug, Karten für die sensationellsten Fußballspiele bekam, als Witwer die Damenwelt faszinierte und unerwartet hartnäckig reagieren konnte. Auch die von Andys Prosa gegenwärtig gemachten Räume kommen mir nun vertraut

vor: die enge Wohnung der Familie Markovits im rumänischen Temeschwar, wo sein Leben anfang; Idlewild Airport in New York, wo Andy und der Vater im Juli 1960 zum ersten Mal landeten (die daran anschließenden Seiten über jenen amerikanischen Sommer aus Enthusiasmus und Enttäuschung sind vielleicht meine liebsten im ganzen Buch); das Haus von Andy, von Kiki, seiner als Tochter jüdischer Eltern aus Wien geborenen Frau, und ihren Golden Retrievern im – natürlich suburbanen – Ann Arbor, Michigan. Aber was hilft es, wenn ich mit der Peinlichkeit eines wohlmeinenden Lehrers und immer nur zusammenfassend lobe, was Andys Erinnerungs-Buch in der Vorstellung seiner Leserinnen und Leser zu kompakt-lebendiger Erscheinung bringt?

*

Falls es überhaupt Anlass zu einem Vorwort für die deutschen Leserinnen und Leser von *Der Pass mein Zuhause* geben kann, dann hat dies damit zu tun, wie sich Andys Beziehung zu Deutschland und seine Beziehung zu den Vereinigten Staaten überkreuzen. Denn deutsche Lesende müssen sich zumuten lassen, dass der international angesehene Politologe Andrei Markovits einerseits die Geschichte der 1949 gegründeten Bundesrepublik als einen Aufstieg zum Zentrum demokratischer Stabilität in Europa identifiziert und diesem Staat für viele Auszeichnungen wie das ihm geschenkte Vertrauen dankt, während der Jude Andrei Markovits den Raum desselben Landes und seine Bewohnerinnen und Bewohner bis heute im Freud'schen Sinn als „unheimlich“ erlebt, als ein potenzielles Heim, in dem er nicht heimisch werden kann. Jene Hoffnung, ja jenen Anspruch der meisten Deutschen, nach dem aus dem politischen Gelingen der Bundesrepublik eine Erlösung von der nationalen Vergangenheit werden soll, weist er ohne Ambivalenzen zurück. Zugleich erklärt Andy, unter welchen Umständen und Voraussetzungen ausgerechnet die Vereinigten Staaten, von denen heute in Deutschland niemand mehr redet, ohne auf ihre angeblich profunde „Krise“ und gesellschaftliche „Spaltung“ zu verweisen, für ihn zu der einen Nation wurden, der er sein „wurzelloses“ Leben anvertraut.

*

Schon die Tatsache, dass Andrei Markovits aus einer Familie stammt, die in Auschwitz auszurotten den Nationalsozialisten beinahe gelungen wäre, sollte deutsche Intellektuelle verpflichten, beide Seiten, die europäische Seite und die amerikanische Seite, der für sie unangenehmen Wahrheit seines Lebens

nachzuvollziehen. Als Biografie eines Juden vergegenwärtigt Andys Buch das Paradox, dass seine Existenz nur in Wurzellosigkeit Konturen annehmen konnte, aber verdünnt sich dabei nie zur Illustration oder gar zur Allegorie einer abstrakten These. Ich habe das schöne und manchmal für einen Enkel von Nationalsozialisten allzu wohlige Gefühl, dabei gewesen zu sein, wie er aufgewachsen ist. Als Sohn von Eltern, die weniger als fünf Jahre vor seiner Geburt die meisten ihrer Verwandten in der Shoa verloren hatten, ihr selbst nur durch unwahrscheinliche Zufälle entkommen waren und dennoch von deutscher Kultur stets mit Hochachtung sprachen. Sie gründeten ihre Familie in der Stadt Temeschwar eines von der Sowjetunion kontrollierten Rumäniens mit ihren Rumänisch, Ungarisch und Deutsch sprechenden Bevölkerungsgruppen. Auf die Frage nach Andys Muttersprache gibt es nicht die üblich eindeutige Antwort. Als Kind benutzte er die drei Sprachen seiner Umwelt, redete mit den Eltern Ungarisch und Deutsch in der noch bestehenden Tradition der Habsburger Doppel-Monarchie und lernte Jiddisch erst in New York.

Kurz nach dem Tod der Mutter erteilte der rumänische Staat seinem Vater und ihm überraschend die Genehmigung zur Auswanderung nach Israel. Der Vater freilich folgte seiner Vision, Andy als einzigem Sohn ein Leben in den Vereinigten Staaten zu ermöglichen. Wien sollte die Zwischenstation im Aufbruch nach Westen sein, und Deutschland wurde zu einem Land am Horizont, dessen Bürokratie der Familie Markovits als Familie von Holocaust-Opfern nach komplizierten Regeln schmale „Reparationskosten“ überwies. In jenem Sommer des Enthusiasmus und der Enttäuschung von 1960, auf der für Andy und seinen Vater „anderen“ Seite des Atlantiks, musste der Vater jedoch die bittere Erfahrung machen, dass es zu spät für ihn war, eine amerikanische Existenz zu beginnen, während sich seine Vision schon in Andys leidenschaftlichem Wunsch nach einem amerikanischen Leben einzulösen begann. Aus dieser schwierigen Lage entstand ein Pakt zwischen Vater und Sohn. Von 1960 bis 1967 setzte Andy die Gymnasialbildung am berühmten Wiener Theresianum fort, dessen antisemitische Regungen ihn kein Zuhause finden ließen, durfte aber die Sommer in New York verbringen. Das Leben mit dem „Pass als Zuhause“ war auf seinen Weg gekommen.

*

Da Andys bester Freund über die Wiener Schuljahre ein Sohn von Diplomaten aus den Vereinigten Staaten war, vollzog sich der Abschied vom ungeliebten Österreich und die erste Phase des Amerikaner-Werdens schon in Europa. Diese ihn bereichernde Oszillation setzte dann die Ausbildung an der Columbia University als Undergraduate Student und als Doktorand zwischen 1967 und 1976 fort, wo eine Konzentration auf die Traditionen europäischer Kultur zum Medium der Vermittlung von amerikanischen Werten der Demokratie und der Freiheit wurden: „Ich erreichte [Columbias] Tore als unsicherer und arroganter europäischer Junge. Ich verließ den Ort als gut ausgebildeter Amerikaner, selbstbewusst bezüglich meiner Fähigkeiten und meines Wissens über europäische Denker, Politik und politische Bewegungen.“

Als entscheidend für die Entwicklung eines wissenschaftlichen Profils, das Andys akademische Karriere ermöglichte, erwies sich seine Präsenz in Harvards Center for European Studies – unter erneuerten Vorzeichen von Wurzellosigkeit. Nie wurde er allerdings ein offizielles Mitglied jener berühmten Universität, sondern vollzog die formellen Etappen des beruflichen Aufstiegs an anderen Hochschulen. Doch am Center for European Studies fand Andy sich in Gespräche mit dessen charismatischen Forscherpersönlichkeiten und behielt bis 1999 eine Wohnung in Harvard-Nähe: „Nichts bringt meine Wurzellosigkeit besser zum Ausdruck als meine Verbindung mit Harvard. Aber gerade auf der Grundlage dieser Wurzellosigkeit konnte mir dieser Ort zu einem Zuhause werden, das ich nirgendwo sonst in der akademischen Welt gefunden hätte.“

Das Leben des Amerikaners Andrei Markovits hat den Träumen seines Vaters für ihn eine Gestalt gegeben, welche der jüdischen Existenz „in Wurzellosigkeit“ besondere Treue bewahrt. Statt dem schönen Ort des Hauses in Ann Arbor fassen Kiki und er den gesamten Raum der Vereinigten Staaten vom atlantischen bis zum pazifischen Ozean und zwischen Kanada und Mexiko als ihre Heimat auf, als eine Heimat der Möglichkeiten, die sie mit ihren amerikanischen Landsleuten teilen. Die Musik der Grateful Dead aus den Jahren der kalifornischen Kulturrevolution und die Gitarrenklänge von Jerry Garcia, dem er wie einem älteren Bruder ähnlichsieht, haben Andy, wie er schreibt, eine amerikanische Familie geschenkt, als ein Gefühl von Zugehörigkeit. Und mehr als Kolleginnen, Kollegen und selbst Studierende, die Andy ermutigt, auch persönliche Gespräche mit ihm zu suchen, umgeben Kiki und ihn die Golden Retriever mit der Wärme des Lebens.

Meine Sympathie für Andrei Markovits liegt am Fluchtpunkt von zwei Lebenswegen, die 1948 nicht unter drastischer entgegengesetzten Prämissen hätten beginnen können – als Sohn von Eltern, deren Verwandte in Auschwitz ermordet worden waren, und als Sohn von Eltern, deren Verwandte Konzentrationslager als „Endlösung der Judenfrage“ hochgeschätzt hatten. Dass ich Andy meinen Freund nennen darf, werde ich nie ohne profunde Dankbarkeit annehmen können. Er hat aus der ererbten Wurzellosigkeit die Konturen einer Existenz mit dem „Pass als Zuhause“ geformt, während ich die Wurzeln am Ort „meiner“ Stadt und im Raum „meines“ Landes mit ihrer verwunschenen Geschichte schon früh als Beengung und Beschämung aufgefasst habe. Ich wollte die Wurzeln zerschneiden und musste einsehen, dass daraus ein Zerschneiden meiner Existenz ohne den Effekt einer Befreiung geworden wäre. So habe ich für meine Familie und mich die Distanz eines anderen Erdteils gewählt und bin wie Andy zu einem patriotischen Amerikaner ohne Wurzeln geworden – und ohne die Zuversicht, meinem Erbe je zu entkommen. Unser geteilter Patriotismus, der aus entgegengesetzten Richtungen des Lebens kommt und über den sich manche „wirkliche“ Amerikaner freundlich mokieren, ist die Matrix einer unwahrscheinlichen Freundschaft.

*

Vor einem Jahrhundert noch galten Existenzen ohne Wurzeln und ohne Identifizierung der eigenen Kultur und Sprache mit einem umschriebenen geographischen Raum als alleiniges Schicksal – selten auch als alleiniges Privileg – der Juden, die man deshalb spöttisch oder bewundernd „Luftmenschen“ nannte. „Luft“, das ist auch ein Begriff und ein Bild, das wir mit der Freiheit der Imagination assoziieren, je neues Leben der Zukunft vorwegzunehmen und ihm seine Formen zu geben. Und deshalb frage ich mich manchmal, ob wir eines Tages auf jene Konturen ohne Ort und Erde, die Andy für sein jüdisches Leben gefunden hat, als die Utopie einer Existenz zurückblicken werden, die allen Menschen der nächsten Generationen offenstehen sollte und kann. Als Utopie einer Existenz, für die spezifische Orte, Sprachen und Rituale nicht mehr den Status von Vorbestimmung haben, sondern zu Gegenständen freier Wahl und freien Spiels werden. Ein Horizont, der die Vision von Andys Vater erweitert und vielleicht vom Raum der Vereinigten Staaten ablösen wird – für die Zeit, die wir Menschen noch auf diesem Planeten leben.

Andys Gegenwart freilich konkretisiert, was mit solch utopischer Offenheit vorerst eine bloße Option unserer Vorstellung bleibt, in spezifisch amerikanischer Tonlage. Leserinnen und Leser, welche die deutsche Übersetzung für seine Memoiren gewonnen hat, können diesen Klang und Rhythmus spüren, wenn sie sich auf die entspannte Intensität seiner Prosa im amerikanischen Englisch einlassen. In dieser Sprache, die nicht die Sprache seiner oder meiner Mutter war, reden wir so verschiedenen Luftmenschen miteinander – als Sprache unserer Liebe.

— VORWORT ZUR ENGLISCHEN AUSGABE

Michael Ignatieff

Ich kenne Andrei Markovits nicht, obwohl wir ungefähr gleich alt sind und in den 1970er Jahren beide am Center for European Studies in Harvard waren. Aber ich wünschte, ich würde ihn kennen, denn seine Autobiografie ist ein fröhlicher, idiosynkratischer Ausbruch aus der Tradition des Schreibens über das Exil, vor allem des jüdischen Exils. Der Untertitel des Buches – *Aufgefangen in Wurzellosigkeit* – fordert eine ganze Tradition heraus.

Wir haben hier einen Juden, der nach dem Holocaust, dem so viele Mitglieder seiner Familie zum Opfer gefallen sind, in Timișoara geboren wurde und zunächst nach Wien und danach in die Vereinigten Staaten emigriert ist und ohne Groll, Nostalgie oder Sehnsucht nach seinen verlorenen Wurzeln in die Vergangenheit zurückblickt. Im Gegenteil: Seine Wurzellosigkeit, so sagt er, habe ihm viel Freude und wenig Leid bereitet.

Es ist eine ganze Tradition, vor allem im Judentum, der er sich in dieser wunderbaren Autobiografie widersetzt: Man denke zum Beispiel an diese großartigen Worte aus Psalm 137: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“

In der jüdischen Tradition des Exils, die mit dieser Klage der Psalme beginnt, gibt es im Aufgefangen-Werden nur Schmerz, Leid und Nostalgie, die Erinnerung an ein verlorenes Zuhause. Für den gläubigen Juden ist es eine Pflicht, den Blick nicht von diesem Zuhause abzuwenden. In den Worten des Psalms: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meine Rechte vergessen. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke“ – es soll mir die Sprache verschlagen, wenn Jerusalem nicht der Mittelpunkt meines Lebens und meiner Loyalität ist.

Mit all dem bricht Markovits, er wirft die Last von seinen Schultern und akzeptiert einen anderen Weg, weg von Zuhause, weg von seinen Wurzeln, weg von dem, was seine Vorfahren beanspruchen. Obwohl er ein überzeugter und stolzer Jude bleibt, verweigert er sich doch der Idee, dass er nur in Zion zu Hause sein kann oder überhaupt irgendwo. Im Gegenteil, er genießt es, ein „wurzelloser Kosmopolit“ zu sein, er ergreift das antisemitische Epitheton, das einst die Stalinisten, Faschisten und Nationalisten verwendeten. Sein ganzes Leben lang war er ein „wandernder Jude“ und genau das hat ihm erlaubt, frei zu sein.

1958 muss er sein Zuhause verlassen, nur Monate nach dem Tod seiner Mutter. Er verlässt Rumänien für immer, zuerst nach Wien, dann zehn Jahre später nach New York, und er hat nie wieder versucht, irgendwo dazuzugehören. Er schreibt selbst, dass er kultiviert hat, „quer zur vorherrschenden Kultur“ zu stehen, nirgends hineinzupassen, sein ganzes Leben lang. Jetzt ist er über 70, glücklich verheiratet und ein bewundelter Lehrer und geschätzter Professor an der University of Michigan. Fröhlich sagt er uns, dass er an allen drei Instituten, mit denen er dort assoziiert ist, „ein Außenseiter“ und „am Rande“ geblieben ist. Das Ungewöhnlichste an dieser Autobiografie ist, dass sie nur von den Vorteilen der Emigration nach Amerika erzählt. Hätte er ohne das Exil, so fragt er uns, entdeckt, wie sehr ihm Baseball gefällt, wäre er jemals auf die Grateful Dead gestoßen oder hätte er das vollbesetzte Stadion der University of Michigan erlebt?

In seiner Haltung zum Verlust ähnelt Markovits dem großen Künstler des Exils, Vladimir Nabokov, der immer darauf bestand, dass das Exil ihm die „synkopische Befriedigung“ verschaffte, die den Aristokraten in einen Schriftsteller verwandelte. Doch anders als Nabokov, kümmert sich Markovits nicht um Nostalgie oder das verlorene Paradies vor dem Exil.

Markovits ist kein Romancier, aber die Autobiografie enthält oft jenes erinnerte Detail, die Besonderheit des Ortes, der Zeit oder der Figuren, die einen guten Roman ausmachen. Er erinnert sich an das Haus in Timișoara, das er mit seinen Eltern und anderen Familien teilt; er führt uns durch die Zimmer der Wohnung in Wien, wo er und sein Vater nach ihrer Ankunft zuerst unterkamen. Alles ist lebendig und doch nicht verklärt durch Nostalgie oder Reue.

Markovits ist unbelastet von der jüdischen Vergangenheit in Mittel- und Osteuropa und knüpft dennoch an ihre besten Traditionen an. Denn im Habsburger Reich gab es einen Multikulturalismus, der niemals liberal war, aber

eine komplexe Koexistenz von Juden und Christen, Katholiken wie Protestanten, Sprachen, Nationen und Minderheiten ermöglichte. Dieser Habsburger Multikulturalismus hat den Faschismus und den Kommunismus überlebt und der Beweis ist das Haus, in dem Markovits aufgewachsen ist: Juden, Katholiken, Protestanten und rumänisch-orthodoxe Familien hatten dort ein Zuhause, sie sprachen Ungarisch und Rumänisch und lebten in uneiniger Einigkeit in einem kommunistischen Regime.

In diesem Habsburger Multikulturalismus konnte eine jüdische Familie, die Angehörige im Holocaust verloren hatte, immer noch die deutsche Kultur, Beethoven und Mozart bewundern und die Sprache ihrer Verfolger sprechen, aber zugleich die Deutschen hassen, die für das Leid ihrer Familien verantwortlich waren. Dieser Multikulturalismus war nicht liberal oder basierte auf kodifizierten Rechten: Niemand mochte die Roma und das Zusammenleben zwischen Juden und Christen beruhte auf einer komplexen Mischung aus Angst, Verachtung und Anziehung. Hitler und Stalin haben versucht, dieses komplizierte Muster des „leben und leben lassen“ zu zerschlagen, und heute scheinen sich demokratisch gewählte, autoritäre Regimes in Mittel- und Osteuropa Polen und Ungarn in ethnonationalistische Staaten zu verwandeln, in denen der Multikulturalismus des Habsburger Reichs nur eine nostalgische Erinnerung sein wird. Diese Autobiografie ist das Zeugnis eines mit Freude und ohne Reue gelebten Lebens. Doch es liegt etwas Wichtiges im Schicksal des Habsburger Multikulturalismus, der Andy Markovits hervorgebracht hat. Wir können dankbar dafür sein, dass er sich an seine Stärken erinnert und seine besten Eigenschaften verkörpert: einen Sinn für das Komische und Absurde, eine niemals endende Neugier gegenüber anderen und einen klaren Blick auf die Wirklichkeit, der auf dem wachen Bewusstsein beruht, das von einem Moment auf den anderen alles gefährlich werden kann.

1

ANFÄNGE

VOM SEGEN DER WURZELLOSIGKEIT

Die ersten neuneinhalb Jahre meines Lebens verbrachte ich als Einzelkind in einer Ungarisch sprechenden, bürgerlichen jüdischen Familie in einer Wohnung in der Kutusowstraße Nummer 1 im Zentrum von Timișoara in Rumänien. Timișoara heißt auf Ungarisch Temesvár und auf Deutsch Temeschburg oder Temeschwar. Mit damals 142.257 Einwohnern war es die drittgrößte Stadt des Landes. 75.855 Menschen hatten als Erstsprache Rumänisch, 29.968 Ungarisch, 24.326 Deutsch, der Rest verteilte sich auf Serbisch und Bulgarisch. Kurz gesagt, Timișoara war ein Ort der Vielsprachigkeit, wie es seiner multikulturellen Geschichte am östlichen Rande des Habsburger Reiches entspricht.

Zudem lag die Stadt mitten in einer Welt, die den berühmt-berüchtigten Begriff des „wurzellosen Kosmopoliten“ hervorgebracht hat, ein Euphemismus für „Jude“, mit dem die jüdische Wurzellosigkeit, ihr Kosmopolitismus und ihre *Bodenlosigkeit*⁴ denunziert wurden. Die von Land zu Land ziehenden Juden galten als eine Gefahr für die sozialistische Vision einer klassenlosen Gesellschaft. Und auch die seit vielen Jahren – oft sogar Jahrhunderten – ansässigen Juden blieben aufgrund der Fremdartigkeit ihrer Religion, ihrer Essgewohnheiten, ihrer Kleidung und ihres gesamten Habitus zutiefst suspekt. Obwohl der Sozialismus seinem Ideal nach international und damit grenzenlos sein sollte, stand die tatsächliche Politik sozialistischer Parteien und Länder einer solchen Offenheit oft feindlich gegenüber und erging sich in einer nationalistischen Rhetorik von Heim und Herd. Zwar wurde diese Verachtung der Wurzellosigkeit als eine vermeintliche Bedrohung eines idyllischen und einfachen Lebens hauptsächlich von Rechten erfunden. Beginnend mit

der Romantik und ihrem Loblied auf die Tugend und Ursprünglichkeit einer *Volksgemeinschaft* wurde die Idee eines organischen Ganzen, das mit dem Boden einer kulturell abgrenzbaren Nation verbunden ist, zum Standard-repertoire von Generationen von deutschen Rechten, wo sie auch heute noch ihr Unwesen treibt. „Blut und Boden“ wurde zur einzig legitimen Identität dieses nationalen Kollektivs: Alles andere war vergänglich, flüchtig, unsicher. Natürlich gab es diese Idee nicht nur in Deutschland; Verwandtes findet sich in allen Ländern Europas und darüber hinaus.

Die Linke wiederum feierte eigentlich den Internationalismus. „Die Proletarier haben nichts [...] zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. *Proletarier aller Länder vereinigt Euch!*“⁴⁵, schrieben Karl Marx und Friedrich Engels im *Manifest der kommunistischen Partei*. Die Logik war einfach: Da die Arbeiter überall auf der Welt ausgebeutet werden, kann der Kapitalismus nur durch internationale Bündnisse und internationale Solidarität besiegt werden. Spätestens im August 1914 hätte jedoch offensichtlich werden müssen, dass es sich dabei um Wunschdenken handelte. Statt miteinander solidarisch zu sein, übertrafen sich die sozialistischen Parteien Europas in patriotischen Appellen an Kaiser und Vaterland. Sie folgten einem Nationalismus, der im Grunde viel mehr mit der politischen Rechten teilte als mit der Linken und erlagen der chauvinistischen Hysterie, die zum Niedermetzeln ihrer jeweiligen Arbeiterklasse in Flandern und anderen ‚Schlachthäusern‘ des europäischen Kontinents führte.

„Les extrêmes se touchent“, sagen die Franzosen. Unter den Berührungspunkten zwischen der Rechten und der Linken ist kaum einer mächtiger als der Nationalismus und die daraus folgende Verachtung von Internationalismus und der Wurzellosigkeit. Unter dem Banner des Nationalbolschewismus entstand eine einflussreiche politische Bewegung in der Weimarer Republik, die einen linken Nationalismus hervorbrachte, die dem rechten äußerst nah war und jeden Internationalismus ablehnte. Ähnliche ideologische Strömungen fanden sich in der Sowjetunion. Der Strasser-Flügel der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) vertrat genau diese Position, in der sich rechte und linke Inhalte überschneiden. Auch heute noch gibt es dieses Phänomen, beispielsweise unter den Anti-Globalisten und Impfgegnern, in so gut wie jedem europäischen Land und in den USA. Was all diese Bewegungen, so unterschiedlich sie sein mögen, verbindet, ist ein tiefes Misstrauen gegenüber den Juden, ihrem Internationalismus und ihrer Wurzellosigkeit, was häufig in Antisemitismus übergeht.

Marx' größte Schwachstelle bestand darin, dass er aus seiner eigenen kosmopolitischen Existenz heraus schlussfolgerte, dass Klassensolidarität für große Gruppen von Menschen mit ähnlichem Hintergrund und ähnlichen Arbeitsbedingungen eine stärkere, verbindende Kraft sei als der Nationalismus. Während des gesamten 20. Jahrhunderts hat sich das als falsch erwiesen und darin besteht der gravierendste Fehler des Sozialismus. Unter Lenin und seinen Genossen feierte die kommunistische Bewegung zunächst den Internationalismus. Beginnend mit den Treffen in dem Schweizer Dorf Zimmerwald während des Ersten Weltkrieges bis zur Ausrufung der 3. Internationale 1919 brachen die Leninisten mit den übrigen Sozialisten wegen einiger taktischer, strategischer und begrifflicher Differenzen, von denen keine schwerer wog als die Frage des Nationalismus. Sie priesen die Tugenden des Internationalismus und kritisierten die Sozialdemokraten unter anderem dafür, dem Sirenenengesang des Nationalismus, einer ‚bürgerlichen Krankheit‘, erlegen zu sein. Als Stalin jedoch 1929 der unangefochtene Anführer der Sowjetunion wurde, hatte sich der Internationalismus der Kommunisten als Heuchelei herausgestellt.

Während die Sowjetunion weiter das Feigenblatt der 3. Internationale vor sich hertrug, war die Partei inzwischen nichts anderes als ein Instrument zur Durchsetzung nationaler Interessen und damit Teil einer enorm nationalistischen Mission. Nicht der sozialistische Internationalismus hat die Nazis besiegt. Vielmehr war der sowjetische Patriotismus, der sich wiederum auf die Schultern eines weiter zurückreichenden, bodenfixierten russischen Nationalismus gestellt hatte, ein entscheidender Faktor beim Sieg über Deutschland.

Es ist kein Geheimnis, dass Juden unverhältnismäßig stark in der Führungsebene der europäischen Linken aktiv waren, auch in der Sowjetunion. Die ideologischen Elemente des Antiintellektualismus und Nationalismus lassen sich bis zu einer Rede Stalins 1946, in der er sowjetische Schriftsteller attackierte, die alle jüdischer Herkunft waren, zurückverfolgen. 1948, dem Jahr, in dem ich geboren wurde, rief Andrei Schdanow, der für die Kulturpolitik der Sowjetunion verantwortlich war, eine antikosmopolitische Kampagne aus, die bis zu Stalins Tod 1953 anhielt. Die Kampagne gegen „wurzellose Kosmopoliten“ führte zur Säuberung der Partei von hunderten Kommunisten, nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in einigen ihrer Satellitenstaaten, vor allem Ungarn, der Tschechoslowakei und in meinem Geburtsland Rumänien. Dort, in Bukarest, wurde Ana Pauker (geborene Hannah Rabinsohn), eine überzeugte Stalinistin und die erste Außenministerin der Welt, in einem

Schauprozess verurteilt, nicht zuletzt wegen ihrer jüdischen Herkunft, die sie als Agentin des „internationalen Zionismus“ und Spionin für die USA ausweisen sollte (ähnliche Prozesse fanden in Moskau, Budapest und Prag statt).

Mit Stalins Tod ließ der antisemitische Furor in der kommunistischen Welt nach. Doch das Misstrauen gegenüber Juden, ihrer Wurzellosigkeit und ihrem Kosmopolitismus verschwand nicht – es hält bis in das Zeitalter der Fake News und der wachsenden Angst vor internationalen Verschwörungen an, die letztlich immer zu den Juden zurückführen. Man denke nur an George Soros, ein beliebtes Feindbild unserer Zeit, der von der extremen Rechten und der extremen Linken für alles Übel der Welt denunziert und als Hindernis ihrer jeweiligen Ziele und Visionen imaginiert wird. Obwohl die Begriffe „wurzellos“ und „kosmopolitisch“ von Stalinisten in den 1940er Jahren in Umlauf gebracht wurden, werden sie immer noch mit den Juden verbunden. Während der Arbeit an diesem Text schrieb ich einem Freund, der inzwischen Professor geworden ist, in den 1970er Jahren geboren wurde und bis zum Fall der Mauer 1989 in einem kleinen Dorf im ostdeutschen Hinterland gelebt hat, fernab von den städtischen, intellektuellen Zentren. Ich wollte ihn fragen, ob die Deutschen den Begriff des *wurzellosen Kosmopoliten* verwenden oder stattdessen von *entwurzeltem Kosmopoliten*, ähnlich dem französischen *cosmopolite déraciné*, sprechen. Seine Antwort hätte nicht treffender sein können: „Oh, du meinst für ‚Juden‘?“

Dieses Phänomen gibt es auf der ganzen Welt, einschließlich in den USA, wo die Juden häufig verdächtigt wurden, keine treuen Amerikaner zu sein und eine doppelte Loyalität zu hegen. Die meisten amerikanischen Jüdinnen und Juden reagieren entrüstet auf diese Anschuldigungen. Und dennoch habe ich immer irgendwie gehofft, jemand würde mir tatsächlich einmal ins Gesicht sagen, ich sei ein „wurzelloser Kosmopolit“. Warum genieße ich meinen Status als Wanderer, als Außenseiter, als wirklich und wahrhaftig stolzer wurzelloser Kosmopolit? In diesem Buch untersuche ich die verschiedenen Weisen, wie diese Bezeichnung die Reise, die mein Leben war und ist, einfängt. Obwohl der Begriff an Einsamkeit und Traurigkeit denken lässt, bedeuten „Wurzellosigkeit“ und Kosmopolitismus für mich eine bestimmte Form der Unabhängigkeit und Handlungsfähigkeit, das Gefühl, quer zur vorherrschenden Kultur zu stehen, ein wenig schräg, unangepasst, ein Außenseiter zu sein, ein Beobachter oder ein Teilnehmer, der zwar nicht von der Gruppe ausgeschlossen ist, aber dennoch Distanz wahrt. Mich hat der wurzellose Kosmopolitismus alles andere als traurig gemacht, sondern er hat meinen Freundeskreis enorm erweitert und mich mit Kulturen in Kontakt gebracht, die mir sonst

fremd geblieben wären. Meine Wurzellosigkeit hat mir viel Freude und wenig Leid bereitet. Ich verbrachte die ersten neun Jahre meines Lebens als Ungarisch sprechender Jude in einer Stadt in Rumänien, die immer rumänischer wurde. Zum Glück habe ich niemals Antisemitismus am eigenen Leibe erfahren und genoss eine glückliche Kindheit. Doch ich spürte bereits, dass wir nicht der Norm entsprachen, dass wir irgendwie nicht dazugehörten und an diesem Ort keine Wurzeln hatten.

Das fängt schon bei meinem Namen an. In meiner rumänischen Geburtsurkunde steht „Andrei“, die rumänische Variante des deutschen Namens „Andreas“ oder des englischen „Andrew“. Mein ganzes Leben lang stand dieser Name in diesem offiziellen Dokument, obwohl er keine besonderen Gefühle in mir auslöst. Niemand hat mich jemals „Andrei“ genannt, außer eher linke, europaverliebte, amerikanische Intellektuelle, die der Meinung waren, dass der Name exotisch und sexy sei und damit etwas Authentisches, nicht zu Amerika Gehörendes verbanden. Meine Eltern und all meine Verwandten und Freund*innen in Timișoara – selbst die Rumän*innen – verwendeten das ungarische „András“ oder manchmal auch die Verniedlichungsform „Andris“, allerdings niemals „Bandi“, der andere Kosenamen für András. Als wir in Wien ankamen, wurde aus „András“ das deutsche „Andreas“, wie man mich während der gesamten neun Jahre in Österreich nannte. Weil ich im Sommer immer nach New York reiste, setzte sich allerdings „Andy“ immer mehr durch und als ich mein Studium an der Columbia University begann, war es meine bevorzugte Anrede und ist es bis heute, wobei es das von mir besonders verhasste „Andreas“ auch im deutschsprachigen Raum vollkommen verdrängte.

Mit unserer Ausreise aus Rumänien verlor ich auch meine rumänische Staatsbürgerschaft. Dann kamen wir in Wien an, wo ich neun Jahre lang darauf wartete, endlich nach Amerika zu gehen. Österreich war eine wichtige Phase meiner Jugend, doch auch darüber hinaus ist das Land emblematisch für die Wurzellosigkeit, um die es in diesem Buch geht. Ich lebte zwar in Wien, ging dort zum *Gymnasium*, fühlte mich aber keine Sekunde lang auch nur irgendwie zu Hause. Ich war weder emotional noch institutionell Wiener oder Österreicher. Jede Faser meiner Existenz war von Wurzellosigkeit geprägt: Weil ich kein österreichischer Staatsbürger war, stand in meinem von der österreichischen Fremdenpolizei herausgegebenen Pass „staatenlos“. Als eins von zwei jüdischen Kindern auf dem *Gymnasium* musste ich mir eine andere Beschäftigung suchen, während der Rest der Schule zum obligatorischen Gottesdienst und in den katholischen Unterricht ging.

Auch als ich im September 1967 mein Studium an der Columbia University in New York begann, hielt dieses Gefühl des Andersseins an. Obwohl ich zum ersten Mal eine Institution der höheren Bildung besuchte, war ich nicht wirklich ein Studienanfänger, weil mir meine *Matura* an der Theresianischen Akademie mit drei Semestern angerechnet wurde. In meiner Überheblichkeit – angestachelt durch meinen Vater, der in diesen Dingen genauso ignorant und arrogant war wie ich – brachte ich das Grundstudium so schnell wie möglich zu Ende, damit ich endlich mit einer „echten“ Universitätsausbildung beginnen konnte, also einem Master-Studiengang oder einem Studium an den Fakultäten für Jura, Medizin oder Wirtschaft oder gar einem Doktorandenprogramm. Dass ich so schnell fertig studiert habe, weil ich in meinem europäischen Elitismus der Ansicht war, dass mir das College sowieso nur die *Allgemeinbildung* verschaffe, die ich bereits hatte, bereue ich zutiefst. Was andere in fünf Semestern machen, quetschte ich in vier, damit ich endlich mit dem College fertig war. Dementsprechend habe ich kaum etwas anderes gemacht als zu lernen, ohne etwas von der Erfahrung eines amerikanischen Studentenlebens mitzubekommen.

Obwohl ich in meiner Arroganz der Meinung war, meine Wiener Bildung hätte mich längst ausreichend mit den Schriften von Homer, Dante und Goethe bekannt gemacht, zwang mich die Universität glücklicherweise dazu, an den legendären Einführungskursen „Contemporary Civilization“ und „Humanities A“ teilzunehmen, die mein Leben grundlegend verändert haben. („Contemporary Civilization“, in Amerika auch unter dem Kürzel CC bekannt, ist ein zweisemestriger intensiver Grundkurs, der die Schriften der großen, historischen politischen Denker vorstellt und behandelt. Das Columbia College führte den Kurs 1919 ein, seitdem müssen alle Erstsemester, unabhängig von ihrem Hauptfach, diesen Kurs belegen. Dasselbe gilt für „Humanities A“, in dem die großen Schriftsteller*innen der Geschichte erörtert werden.) Und dennoch war ich kein normaler Student und nicht wirklich Teil der Abschlussklasse, als ich 1969 meinen Bachelor erhielt.

Mein zwei Jahre dauernder Ausflug an die Business School der Columbia ist kaum der Rede wert. Ich habe mich dort eingeschrieben, um meinem Vater entgegenzukommen, der nicht verstand, wie man mit einem Master in Soziologie, Geschichte oder Politikwissenschaften Geld verdienen kann und mich dazu zwang, einen Abschluss in einem Fach zu machen, mit dem „man etwas anfangen kann“, also einen MBA zu erhalten.

Dann begann ich, in Politikwissenschaft an der Columbia University zu promovieren, und dort war ich alles andere als wurzellos, wenn man von der generellen Unsicherheit, die jeder Doktorand auf der ganzen Welt verspürt, einmal absieht. Nachdem ich meinen Doktor erhielt, ging ich an das Center for European Studies in Harvard, wo ich auch kein wurzelloser Außenseiter war, sondern eine wichtige Stütze dieser wunderbaren Institution wurde. Das Center war ein Forschungsinstitut, das nicht nur Leute aus Harvard anzog, die sich mit Europa beschäftigten, sondern auch Wissenschaftler*innen von anderen Universitäten, die als Fellows ihre Studien zu Europa vorantrieben. Ich war einer dieser Gäste, und obwohl ich eine wichtige Figur am Center und vollständig eingegliedert in seine Aktivitäten war, war ich dennoch kein richtiger Angestellter und kein Professor der Harvard University, sondern eben „Fellow“, ein schwer definierbares, institutionell informelles, aber dennoch wichtiges Mitglied dieser erlauchten Universität.

Da das Center keinen Lohn zahlte, musste ich woanders Professor werden. Während meiner 24 Jahre, die ich mit der Institution verbunden war (ich blieb Fellow, bis ich 1999 an die University of Michigan ging), war ich an drei Universitäten. Zuerst ging ich an die Wesleyan University, eine wunderbare Einrichtung, die nah genug an Harvard lag, so dass ich von Cambridge nach Middletown, Connecticut, pendeln konnte, wo ich zwei bis drei Nächte pro Woche in einem unmöblierten Apartment wohnte und vor dem Fernseher zu Abend aß. Mein eigentliches Zuhause war aber immer noch in Cambridge. Meine Kolleg*innen hatten recht damit, dass meine Weigerung, ein richtiges Mitglied der akademischen Community in Middletown zu werden, problematisch war. Zwischen den Zeilen ließ man mich wissen, dass ich wahrscheinlich keine Festanstellung als Professor bekäme, egal wie herausragend meine Forschungen und meine Lehre sei. Als nächstes ging ich an die Boston University, wo ich weiterhin gute Arbeit machte, während meine eigentliche Loyalität aber weiterhin auf der anderen Seite des Flusses, am Center for European Studies, lag.

1992 bot man mir die Leitung des Instituts für Politikwissenschaften an der University of California in Santa Cruz an und ich hoffte, das Gefühl der Wurzellosigkeit und des affektiven Randständigkeit ablegen zu können. Mit einem ganzen Kontinent dazwischen, so dachte ich, würde sich meine Liebe zum Center etwas abkühlen und ich könnte mich vollständig Santa Cruz in die Arme werfen. Aus vielerlei Gründen – die alle meine Schuld waren – ist das nicht geschehen. Wenn ich daran denke, was meinem Mentor Karl Deutsch zufolge die wichtigen messbaren Kriterien zur Integration eines

Menschen in eine neue Umgebung sind, dann war ich hoffnungslos gescheitert: Ich wechselte niemals das Autokennzeichen, ich wählte per Briefwahl in Massachusetts, ich behielt meine schöne Wohnung in Cambridge, ich ging weiter in Cambridge zum Zahnarzt, ich behielt auch meinen Steuerberater und in Santa Cruz mietete ich nicht nur Möbel, sondern auch Geschirr und Besteck. Kurz gesagt: Ich arbeitete zwar in Santa Cruz, aber ich lebte weiterhin über 5.000 Kilometer entfernt auf der anderen Seite des amerikanischen Kontinents.

Fast alles änderte sich, als mir im Herbst 1999 eine Professur an der University of Michigan angeboten wurde. Zwei Wochen nach meiner Ankunft hatte ich ein neues Nummernschild, ich registrierte mich für die Wahl, ich suchte mir einen Zahnarzt, einen Hausarzt, alles in Ann Arbor. Nur meinen Steuerberater behielt ich – aus Aberglauben, falls ich einmal eine Steuerprüfung bekäme. Vor allem kaufte ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Haus, im Alter von 51 Jahren. Ich hatte zwar 20 Jahre lang eine Wohnung in Cambridge, aber in der amerikanischen Kultur versinnbildlicht ein Haus mehr, dass man angekommen ist, als eine Wohnung.

Doch selbst in Ann Arbor gehörte ich nicht richtig dazu, meine Wurzellosigkeit und mein Außenseitertum verschwanden nicht. Das Institut für deutsche Sprache und Literatur hatte mich begeistert eingestellt, aber ich wusste von Anfang an, dass ich, egal wie freundlich ich von meinen Kolleg*innen empfangen wurde und wie sehr sich auch das Verständnis von Literatur in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten geändert hatte, immer noch ein Politik- und Sozialwissenschaftler war, an einem Institut, das sich trotz seiner erklärten Interdisziplinarität vornehmlich mit Sprache und Literatur beschäftigte. Nach drei Jahren lud mich das Institut für Politikwissenschaft ein, zu 50 % bei ihnen zu arbeiten, von da an war ich an zwei Instituten zugleich tätig.

Ich glaube, dass mich meine Kolleg*innen in der Politikwissenschaft zwar respektieren, aber dennoch nicht für einen richtigen Politikwissenschaftler halten. Und damit haben sie recht. Meine Arbeit wird durchaus wahrgenommen und in renommierten Zeitschriften und Verlagen veröffentlicht, aber die Themen sind in der Politikwissenschaft randständig. Bücher über Mitleid und das Phänomen der Hunderettung in Amerika, die unterschiedliche Sportkultur in Europa und den USA, Frauen im amerikanischen und europäischen Fußball sind vielleicht interessant, aber sie gehören nicht zum Tagesgeschäft eines normalen Politikwissenschaftlers an der University of Michigan. Meine Forschung könnte man vielleicht am besten als politische Soziologie bezeichnen.

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde im Rahmen des Programms „Neustart Kultur“ aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Deutscher
Übersetzerfonds



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

The Passport as Home. Comfort in Rootlessness by Andrei S. Markovits
was originally published in English by Central European University Press.
Copyright © 2021 by Andrei S. Markovits.

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Robert Zwarg.

Für die deutsche Übersetzung

© 2022 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

2. Auflage, 2023

Umschlaggestaltung: Marija Skara

Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (jn / vf)

Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

ISBN (Print): 978-3-95808-350-9

ISBN (PDF): 978-3-95808-401-8